

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Theaterferien.

Von Peter Michel.

Der Sommer brüdet auf der Stadt,  
Die Lüfte glühn und tochen,  
und wer das nöt'ge Kleingeld hat  
Verreißt auf ein'ge Wochen.  
Den einen zieht es nach der Schweiz  
Und ihren ew'gen Gletschern,  
Dem andern scheint's ein größerer Reiz,  
Im Meer herumzuplätzern.  
Das Bein stolziert — hollobrio! —  
Im grünen Badenstrumpfe,  
Der Bademantel, das Tritot  
Erringen jeht Triumphe.  
Im Schranke hängt der Frack verwaist  
Samt all dem andern Krempel.  
In diesen Tagen schließt zumeist  
Thalia ihre Tempel.  
Und aus der Welt des schönen Scheins —  
Des Schwindels, nenn' die Prosz —  
Zieht aus die Elsa, der Karl Heinz,  
Die Wolfin und der Poja,  
Man küßt die Hand, man lüpfet den Hut.  
Sagt: „Servus, Gott besohlen!“  
Und denkt dabei: Verdammte Brull  
Der Teibel soll euch holen!  
Wie bin ich froh, daß ich euch mal  
Für ein'ge Zeit entwißel —  
Und schon beim nächsten Morgenstrahl  
Geh't in die Sommerfrische. — — —

Es steht ein Haus auf hoher Alm  
Im prallen Schein der Sonne.  
Fern von der Städte Staub und Quarm  
Haust dort die Primadonne.  
Im Dienstkleid bis an die Knie  
Und den Fohdehaaren  
Hopft munter auf der Wiese sie  
Trotz ihren hmzig Jahren.  
Sie schlingt geschickt um ihren Kropf  
Ein Tüchlein buntgeüpfelt,  
Sie flücht sich Kränze für den Kopf,  
Zuhut und schnadahüpfelt,  
Und rupft der Dohs vom Schädel ihr  
Den Blumenschmuck, den wessen,  
So streichelt sie das „süße“ Tier  
Und will es durchaus melken. — — —

Indessen füllt ihr Partner grad',  
Tristan der Vielgetreue,  
Am Brunnen im Marienbad  
Sein Kurglas stets aufs neue.  
Es schmückt ihn, wo er geht und steht,  
Ein dicker Pelz von Biber;  
Denn: „Auf den Höhn der Menschheit weht  
Ein scharfer Wind, mein Lieber!“  
Wen er beglückt mit seiner Gunst,  
Kann stündlich von ihm hören,  
Wie leid's ihm ist, mit seiner Kunst  
Die Weiber zu befordern.  
Es ging um ihn von Kind und Mann  
Die schöne Gräfin Friesen,  
Und manche tat sich schon was an,  
Weil er sie abgewiesen.  
Selbst bis an einen Königsthron  
Spült eines seiner Dramen,  
Dedoch er hält auf Diskretion,  
Drum nennt er keinen Namen. — — —

Der erste Held ging in die Schweiz —  
Das heißt, in die in Sachsen! —  
Sechs Wochen vorher ließ bereits  
Er sich den Schurbart wachsen.

Am Elbestrande wandelt er,  
Hoffährtig wie ein Godel,  
Und äugt dabei von oben her  
Auf Böbel durchs Monokel.  
Er hält von unsrer Politit  
Die Deutsche Tageszeitung,  
Drum schimpft er auf die Republik  
Und ihre „sanze Zeitung“,  
Auf seine Reden lauschen brav  
Drei biedre Ehemänner.  
Die Kellner nennen ihn: „Herr Graf“,  
Denn sie sind Menschenkenner. — — —

Auf völlig andern Bahnen fährt  
Der würd'ge Heldenvater.  
Er haßt, obschon es ihn ernährt,  
Inbrünstig das Theater.  
Sein Sinn steht nach Familienglück,  
Die laute Welt beirrt ihn,  
Drum zog er sich aufs Land zurück,  
Und zwar mit seiner Wirtin.  
Man munkelte schon lange Zeit,  
Daß beide etwas haben,  
Jetzt steht man ständig sie zu zweit  
Mit einem muntern Knaben.  
Sie achten sorgsam auf ihr Kind.  
O wie den Eltern grausig,  
Als einst ein Auto pfeilgeschwind  
Des Wegs vorüberfausete.  
Mit einemmal gab's einen Krach,  
Am Wagen sprang die Kette,  
Und plötzlich rief der Mime: „Ach,  
Da sitzt ja die Soubrette!“ — — —

Sie war's! Vom Kopf bis zu den Zehn  
In Lederdreh gekleidet,  
Und neben ihr saß der Mäcen,  
Den ihr so manche neidet.  
Er hat viel Geld, das in der Hut  
Der Amsterdamer Bank ist,  
Er hat ein großes Rittergut  
Und eine Frau, die krank ist.  
Er machte Schmalz in schwerer Zeit —  
Vorwärts, ist unbeschreiblich —  
Nun ist sein Herz der Kunst geweiht,  
Sofern sie jung und weiblich. — — —

Der ganze Theatpistarren reißt.  
Nur eine blieb zu Hause:  
Das ist der alte Kastengeist,  
Die gute Mutter Krause.  
Im Rampenlicht stand einst auch sie,  
Der hohen Kunst beflissen,  
Bis ihr, da sie zu heftig schrie,  
Im Halse was gerissen.  
Seit dem — bei der Erzählung tropft  
Es heißt von ihren Klüftern —  
Seit dem ist ihr Organ verstopft,  
Jetzt kann sie nur noch flüstern.  
Des Busens Schmerz, der streng und scharf,  
Kann nur das eine lindern,  
Wenn sie mal rezitieren darf  
Vor ihren Enkelkindern.  
Als Hirtenstab den Befen, steht  
Sie da und schwenkt die Glieder  
Und krächzt dabei: „Johanna geht,  
Und niemals kehrt sie wieder.“ — — —

Wenn dann des Herbstes Nebelfog  
Erstlickt des Sommers Flammen,  
Dann findet auch Thaliens Chor  
Sich wieder sacht zusammen.  
Da werden Küsse ausgetauscht,  
Und Freundentränen rinnen,  
Die Blocke schrillt, der Vorhang rauscht —  
Das Spiel kann neu beginnen!

## Indische Hitze.

Im Pandjab-Expreß. — Die Dürre. — Die Stimmung Indiens und der Prinz von Wales. — Kochendes Badewasser. — Das Karle und das zarie Geschlecht bei 51 Grad. — Der anklagende Hund.

Daß eine Reise durch Indien in der heißesten Jahreszeit nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet werden kann, hat der Korrespondent eines italienischen Blattes am eigenen Leibe erfahren. Seine Bekannten in Bombay hatten ihm dringend geraten, die Reise bis zum kurz bevorstehenden Eintritt der Regenzeit, die dem verdurfteten Lande die ersehnte Abkühlung bringt, aufzuschieben. Der Italiener bestand aber auf seinem Plan und vertraute sich, in der Annahme, daß die Schilderungen seiner Freunde übertrieben seien, dem sogenannten Pandjab-Expreß an, der mit einer Stundengeschwindigkeit von 80 Kilometern die gewaltige Ebene durchfährt, die Bombay von Delhi trennt, und die Winter- und Sommerresidenz des Indischen Reiches miteinander verbindet.

„Der Zug bietet alle denkbaren Bequemlichkeiten,“ berichtet der Reisende, „selbst das Badezimmer fehlt nicht. Den geräumigen Abteilen wird beständig durch mächtige Ventilatoren Luft zugeführt. Schwierigkeiten kann der Bau der Eisenbahn nicht gemacht haben, denn, abgesehen von einigen kleinen Hügeln, führt die Strecke durch eine baumlose Ebene, die so flach wie eine Tischplatte ist. Hier und da wird ein wasserarmes Flüsschen von einer eisernen Brücke überspannt. Das Land ist stark bevölkert und der Boden gut bebaut, oder richtiger gesagt, er wird es sein, wenn erst die Regenfälle einfallen. Heute zeigt er sich so rissig und sandtrocken, daß man nicht begreift, wie Menschen hier leben können. Das ganze Land schreit förmlich nach Wasser. Wenn der Abend hereinbricht, ist die Temperatur noch leidlich zu ertragen, was mich in dem Gedanken bestärkte, daß die Freunde in Bombay stark übertrieben hätten. Ich sollte bald eines anderen belehrt werden.“

In Kasik, dem ersten Aufenthalt, erlebte der Erzähler eine Rundgebung der Inder für Afghanistan. Alle Stationen, auch die kleinen, durch die er kam, waren voll von Menschen, die nicht müde wurden, das Loblied der kriegstüchtigen Bergbewohner zu singen, die es verstanden haben, England in Schach zu halten. Jede Gruppe dieser indischen Englandsfeinde zeigt die Stimmung des gärenden Indiens, das gleich einer gefesselten Lawine durch die Waffenlosigkeit und durch gelegentliche Konzessionen seiner Beherrscher daran gehindert wird, vernichtend loszubrechen. „Ich habe das Land bis zum Halbe satt,“ soll der Prinz von Wales beim Verlassen Indiens gesagt haben. Wenn man sich den moralischen Mißersolg seiner Reise vor Augen hält, wenn man sieht, wie jetzt die Rechnungen über seine Ausgaben kommentiert werden, und er sich den Vorwurf machen lassen muß, sich als Müßiggänger im Land umhergetrieben und das dem Volke erpreßte Geld vergeudet zu haben, wird man seinen Ausdruck verstehen.

„Es ist Nacht,“ so erzählt der Italiener weiter. „Wir sitzen im Speisewagen vor einem Menu, das sich mehr an die Nase als an den Gaumen wendet. Man ist sozusagen lauter Wohlgerüche, denn die Speisen bestehen so gut wie ganz aus Obst. Inzwischen verwandeln unsere Boys das Abteil durch Herausnehmen der Betten aus den Sitzen und Aufspannen der Moskitoneze in ein bequemes Schlafzimmer. Der mir zugewiesene Boy heißt Sabadschi und ist ein Muster seiner Art. Die erste Nacht dieser indischen Reise verbringe ich leidlich. Aber am Morgen, als ich in Kasik, im Herzen Indiens erwache, bekomme ich ein Vorgefühl davon, wech herrlichem Tage wir entgegengehen. Die Landschaft hat sich nicht geändert. Nach wie vor zeigt der Boden das Aussehen verbrannten Lehms, und die Luft ist so trocken, daß man Feuer zu atmen meint. Dabei ist es erst 8 Uhr morgens. In unbegrenzter Ausdehnung breitet sich die unendliche Ebene mit ihren zwischen verkümmerte Bäume gebetteten, elenden Dörfern aus. Gegen 11 Uhr verstärkt sich das Gefühl, daß man eine Atmosphäre von Flammen durchweilt. Wenn man den nackten Arm gegen den Wind zum Wogenfenster hinausstreckt, so hat man die Empfindung eines scharfen Bisses. Mit dem Fortschreiten der Zeit steigert sich die Temperatur noch weiter. Vor einer Stunde noch zeigte die Quecksilbersäule 42 Grad. Die Ventilatoren bringen bei jeder Umdrehung einen Strom glühender Luft in das Abteil, so daß wir oenüßig sind, sie abzustellen, was leider zu spät geschieht. „In der Badewanne,“ ruft ein junger Missionar, der in das Abteil hereinstürzt, „kocht das Wasser.“ Jetzt tritt Sabadschi in Tätigkeit. Ruhig und gelassen, als handle es sich um das selbstverständlichste Ding von der Welt, geht er in den Baderaum und wirft einen Eisblock in das dampfende Wasser und legt dann weiter Eisstücke unter die Wagenseife, um uns die schlimmsten Stunden des Nachmittags halbwegs erträglich zu machen. Wir liegen apathisch, horizontal hingestreckt in den hermetisch geschlossenen Abteilen. Wie uns mitgeteilt wird, finden sich die im gesonderten Abteil fahrenden Damen der Mission ungleich besser mit der Hitze ab als wir Männer, ein Beweis, daß das zarie Geschlecht warme Temperaturen besser erträgt als das karle. Am meisten leidet aber ein mit uns reisender Hund, dem die Junge weit aus dem Halbe hängt, und in dessen Augen sich bitterer Vorwurf malt, als wenn er glaubt, wir, die Herren der Schöpfung, hätten ihm diese Höllenqual absichtlich bereitet. Auch er erhält einen Eisbeutel auf den Kopf. Beim Eintreffen in Dehkanli um die sechste Nachmittagsstunde erwachen wir zum Leben, oder haben wenigstens das Gefühl, daß das Dasein wieder zu ertragen ist. Später erfährt ich, daß um 3 Uhr nachmittags das Thermometer auf 51 Grad gestiegen war, eine Mitteilung, die mir den Schwur entlockte, Indien niemals wieder vor der Regenzeit zu bereisen.“

## Neues über die Krebskrankheit.

Von Adolf Berger.

Lord Althorpe, Zeitungsverleger in Montreal, hat einen Preis von 100 000 Dollar ausgesetzt für denjenigen, der in den nächsten fünf Jahren ein Heilmittel gegen die Krebskrankheit erfindet, und Sir William Benoit in Manchester hat, durch dessen Beispiel angeregt, 10 000 Pfund Sterling für den gleichen Zweck bestimmt. Aber nicht diese lockenden Millionen, sondern eine wissenschaftliche Arbeit, die vor einiger Zeit in der „Zeitschrift für Krebsforschung“ erschienen ist, veranlaßt mich, hier die Frage der Heilbarkeit des Krebses kurz zu erörtern.

Wenn man eine Krankheit bekämpfen und heilen will, so ist es dringendes Erfordernis, daß man weiß, wie sie entsteht und welche Mittel der Organismus selbst zu ihrer Heilung aufwenden kann. Der Verfasser jener Arbeit, Primarius Dr. H. Kötter in Budapest, hat als Kriegsgefangener in Kasan in Rußland dort die Entstehung der Krebsgeschwulst erforscht und konnte zunächst das Bestätigen, was zahlreiche Forscher vor ihm festgestellt hatten, nämlich, daß die Krebsgeschwulst nicht durch Ansteckung von außen her, etwa durch Bakterien oder Parasiten, erzeugt wird, sondern aber nachweisen ein überraschend Neues, das nicht nur der Krebsforschung neue Bahnen brechen, sondern auch unsere Anschauungen über Leben und Tod, Altern und Fortpflanzung und andere physiologische Probleme umgestalten kann.

Kötter zeigt, daß die Zellen, aus denen die Krebsgeschwulst emporkommt, ihrer ganzen Beschaffenheit und Funktion nach übereinstimmen mit den Geschlechtszellen oder Keimzellen (Ei und Samentierchen), aus denen der Organismus durch Zellteilung hervorgeht, daß die Urzelle der Krebsgeschwulst tatsächlich eine außerhalb des Geschlechtsorgans zur Teilung gekommene Geschlechtszelle ist, daß also der Krebs ein Gewächs ist, wie der Mensch und wie der Baum Gewächse sind. Man könnte danach das Paradoxon bilden, daß der Mensch selbst eigentlich nichts weiter ist als eine besonders organisierte und mit besonderen Fähigkeiten begabte Krebsgeschwulst.

Ich will versuchen, das mit ein paar Worten glaubhaft zu machen. Wenn bei einem Geschlechtsakt die männliche und die weibliche Keimzelle sich zu einer Zygote vereinigt haben und diese Zygote dann die erste zum Aufbau des neuen Wesens führende Zellteilung vollzieht, so wachsen die dabei entstehenden beiden Tochterzellen in zwei einigermassen getrennten Strängen weiter. Der eine Strang, der durch sehr starke Zellteilung zu einem ganz ungeheuren Zellentkomplex auswächst, wird die von den Physiologen als „Soma“ bezeichnete Leibeshülle. Der andere Strang, der dagegen im Wachstum zurückbleibt, wird nicht zu Muskel, Knochen, Nerven, Drüsen u. a. zusammenhängenden Geweben, sondern er bildet lauter einzeln lebende, frei bewegliche Zellen, die durch die Gewebe hindurch nach den Geschlechtsorganen wandern, dort bis zur Geschlechtsreife des neuen Organismus aufbewahrt bleiben und bei dessen Paarung mit einem geschlechtlichen Partner zu Ursprungszellen seiner Nachkommenschaft werden.

Nun kann es vorkommen, daß in den Zellen des letztgenannten Stranges, die wir Keimzellen nennen, der Trieb zur Zellteilung und zur Wucherung schon vor der Paarung erwacht, daß er schon erwaht auf ihrer Wanderung durch die Gewebe und daß dann plötzlich eine in der Darmwand oder in der Oberhaut oder in der Brustdrüse befindliche Keimzelle so zu wachsen und zu wuchern beginnt, wie sie normal nur nach erfolgter Befruchtung und z. B. in der weiblichen Gebärmutter wächst und wuchert. Seitdem der amerikanische Gelehrte Jacques Loeb gezeigt hat, daß man die Keimzellen auf künstliche Weise zur Teilung anregen kann, wissen wir, daß sich die Keimzellen auch vor der Befruchtung zu teilen vermögen; und von den Keimzellen vieler Tiere wissen wir seit langem, daß sie der Befruchtung überhaupt nicht bedürfen und parthenogenetisch, d. h. unbefruchtet, zu einem neuen Organismus auswachsen. Die Tatsache, daß die menschlichen Keimzellen schon in den Geweben des Menschen, in seinen Drüsen, Muskel, Knochen usw. jenes Zeugungsgeschäft beginnen können, das sie eigentlich erst in der Gebärmutter des Weibes beginnen sollen, ist daher nicht zu bezweifeln.

Fängt aber eine Keimzelle an, im Gewebe sich zu teilen und zu wuchern und kann das Gewebe dieser Wucherung keinen Widerstand entgegensetzen, wird es vielmehr von den wuchernden Zellen nach und nach aufgesogen, so ist die Krebsgeschwulst eben fertig; und keine Kunst des Arztes hat bisher vermocht, den wuchernden Keimzellen Einhalt zu gebieten.

Die Krebsgeschwulst stirbt keineswegs sofort ab, wenn das Gewebe, auf dem sie wächst, durch eine Operation entfernt wird oder wenn der vom Krebs Befallene stirbt. Die Keimzellen leben weiter, solange sie aus dem normalen Gewebe noch Nährstoffe herausziehen können. Die Keimzellen in der Krebsgeschwulst eines am Krebs Gestorbenen können in der Krebsgeschwulst der Theorie nach mit derselben Aktivität weiterleben, wie die aus den Geschlechtsorganen ausgetretenen Keimzellen in seinen Kindern weiterleben. Die aus dem Körper eines Menschen herausgeschaltete Krebsgeschwulst kann, auf passenden Nährboden gebracht, so weiter wachsen, wie der Abieger einer Pflanze, wenn er ins Erdreich gebracht wird oder wie der Arm eines Seesterns oder ein Glied eines der niederen Wassertiere mit vegetativer Vermehrung. Der um die

\*) Kötter, Histogenese d. malignen Geschwülste.

Erforschung der Krebskrankheit verdiente Dr. Blashford hat im 1909 („Berl. Klin. Wochenschr.“ Nr. 37) darauf hingewiesen, daß man sehr gut von einem Menschen oder von einem Säugtier Züchter züchten kann; man brauche nur von einem mit Krebs befallenen Körperzell Krebszellen auf andere Körperteile impfen und die entstandenen Krebsgeschwülste dann herauszuschneiden. Alsbald kann man dann auf Tieren lebend vorweisen: Hier Magen und Herz des vor 3 Jahren verstorbenen Herrn X.; hier Schilddrüse und Linse Brust der vor 5 Jahren verstorbenen Frau Y. usw. usw.

Die Sache ist nur nicht zu Eshergen angehen, solange Hunderttausende von Menschen rettungslos am Krebs dahinsiechen. Will man aber ein wirksames Heilmittel im Sinne der obengenannten Weisung gewinnen, so kommt es noch meinem Vorschlag hinzu, daß zunächst erforscht wird, wodurch die Keimzellen bei ihrer Wanderung durch die Gewebe von ihrer Bahn nach den Geschlechtsorganen hin abgelenkt werden, wodurch das normale Gewebe die Wanderung der Keimzellen selbsttätig hindern kann, wodurch die Zentren, und zwar einerseits das Somazentrum, d. i. das Gehirn, und andererseits das Keimbahnzentrum, d. i. das Geschlechtsorgan, auf den Kampf zwischen dem normalen Gewebe und den in ihm wuchernden Keimzellen einzutreten vermögen, und endlich, inwiefern die Schädigungen, die wir Kulturmenschen körnerweise jenen beiden Zentren, Gehirn und Geschlechtsorgan, zufügen, mit der zunehmenden Verbreitung der Krebskrankheit zusammenhängen.

## Das Devisengeschäft an der Börse.

Von Georg Neumann.

Vor längerer Zeit erschien in einer Abendausgabe des „Vorwärts“ eine kurze Notiz, wonach der Dollar an der Berliner Börse foundsoviel notierte. Eine solche kurze Mitteilung über den Dollarkurs, also darüber, ob die deutsche Mark besser oder schlechter bewertet wurde als am Vortage, erschien dann in der Folgezeit stets, und heute gilt wohl der erste Blick beim Erscheinen der Abendausgabe dieser kleinen inbaltsschweren Börsennotiz. Zum näheren Verständnis für diese Börsennotizen sei nachfolgend etwas über das „Devisengeschäft“ an der Börse erzählt.

Die Preisfestlegung der „Kurs“ für ausländische Geldsorten (Bargeld) und für Devisen (Wechsel und Schecks), die im Auslande in der Währung des betreffenden Landes zahlbar sind, unterliegt verschiedenen Einflüssen politischer, wirtschaftlicher und leider auch zum Teil spekulativer Natur.

Zahlungen an das Ausland können auf dreifache Weise getätigt werden. Einmal durch Warenlieferungen, dann durch Bargeld und schließlich durch Devisen. Hat also ein Kaufmann oder Industrieller aus dem Auslande Waren oder Rohstoffe bezogen, so könnte er seine Schuld tilgen, indem er seinem ausländischen Gläubiger ebenfalls wieder Waren im gleichen Werte zur Verfügung stellt oder indem er sich die entsprechende Menge Geld in der Währung des betreffenden Landes verschafft und sie seinem Gläubiger übersendet. Weit einfacher, bequemer, billiger und gefahrloser ist der dritte Weg: Zahlung durch Devisen. Der Kaufmann kauft durch Vermittlung seiner Bank an der Börse einen Wechsel oder Scheck, zahlbar an dem Wohnsitz seines Gläubigers, und übersendet ihm diese Anweisung.

Während im Frieden nur geringe Kursschwankungen am „Devisenmarkt“ vorkamen, die fast ausschließlich durch Angebot oder Nachfrage hervorgerufen wurden, ist das Bild heute leider ein anderes. Wir haben ja gerade in letztere Zeit Schwankungen von nie geahntem Umfange gehabt. Gerade diese großen Schwankungen aber beweisen uns, daß nicht ausschließlich politische und wirtschaftliche Zustände oder Ereignisse für die Bewertung der Mark maßgebend sind. Hat sich doch in letzter Zeit an verschiedenen Tagen gezeigt, daß das Ausland keineswegs die Mark so schlecht bewertet hatte wie die hiesige Börse. Schuld daran war einestheils das „Hamstern“ der Devisen über den täglichen Bedarf hinaus und andererseits die „Spekulation“. Denn auch an der Börse gibt der Grundsatz, billig einkaufen und teuer verkaufen, wovon gleich es neben einer „Hauffe“-Spekulation (Spekulation auf ein Steigen der Kurse) auch eine „Bauffe“-Spekulation (Spekulation auf ein Fallen der Kurse) gibt. Das Ziel aber ist immer: „Gewinnen“. Und um dieses Ziel zu erreichen, lassen viele Spekulanten jede Rücksicht auf das Vaterland vermissen, und wenn es an alarmierenden politischen oder wirtschaftlichen Nachrichten fehlt, so scheut man auch häufig vor der Erfindung und Verbreitung von Lügennachrichten nicht zurück.

## Bienenschwärme.

Von Paul Wagner.

Im Mai—Juni schwärmen die Bienen und verirrt sich ein Schwarm in die Steinwüste der Großstadt, so hört man sagen: „Da sind irgendwem die Bienen weggeflogen.“

Dem ist aber nicht so. Ein Schwarm ist ein Teil eines Bienenvolkes, der auszug, um ein neues, zweites Volk zu bilden. Ein Bienenvolk besteht aus der Königin oder Biene, den Arbeiterbienen und den Drohnen. Die Königin ist das einzige vollkommen ausgebildete weibliche Tier im Volk, sie legt die Eier, aus denen der Nachwuchs hervorgeht, sie ist also die Mutter des Volkes. Die Arbeiterbienen sind auch weiblich, aber ihre Geschlechtsorgane sind verkümmert, Eier legen sie nicht, aber Nektar und Pollen (Blütenstaub) tragen sie ein. Die Brut wird von ihnen gepflegt, die Königin kümmert sich nicht um ihre Nachkommenschaft. In ihrem Körper

fabrizieren sie das Wachs und fertigen daraus den Wabenbau an. Die Arbeiterbienen sorgen für Ordnung, Reinlichkeit und Durchlüftung der Wohnung, und sie haben auch das Volk zu verteidigen, sie sind es, die manchmal recht unangenehme Stiche ausstellen. Die Drohnen sind nicht, wie fälschlich angenommen wird, unnütze Fresser, es sind die männlichen Tiere im Stock. Außer der Geschlechtsfunktion haben sie noch andere wichtige Funktionen zu erfüllen. Ohne Drohnen würde das Tierleben im Volk stehen.

Königin und Arbeiter legen im Winter dicht zusammengedrängt auf ihren Vorräten, sobald aber das Schneeglöckchen läutet, löst sich die Königin und die Arbeiter beginnt mit der Eiablage. Zuerst legt sie nur wenige Eier, zur Zeit der Stachelbohrerflut vielleicht 100 pro Tag. Sowie die Natur in der Entwicklung fortschreitet, vergrößert sich die Zahl der Eier, zur Zeit der Volltracht legt die Königin bis zu 2000 Eier täglich. Es tritt nun eine Ueberfütterung ein. Die Arbeiter können ihre natürlichen Aufgaben nicht mehr erfüllen. Die Entwicklung stockt, aus unbefruchteten Eiern werden Drohnen gezogen und für neue Königinnen werden besondere Zellen, die Weiselzellen, gebaut. Das gesamte Volk, aus vielen tausend Einzelwesen bestehend, muß man als einen Organismus ansehen.

Dieser Organismus wird jetzt geschlechtsreif. Einige Tage, bevor die erste neue Königin schlüpft, und sobald es das Wetter zuläßt, schwärmen nun die Bienen. Vor Beginn des Schwarmes eilen sie aufgeregter im Stock umher und saugen sich voll Honig, für 3 bis 4 Tage nehmen sie Nahrung mit. Plötzlich stürzen sie heraus, ein Strom von Bienen fließt aus dem Flugloch, die Königin wird mitgerissen. Im lebhaftesten Fluge kreisen sie in der Nähe des Stockes umher, lautes Summen erfüllt die Luft. Bald aber sammelt sich der Schwarm an einem Zweige oder dergleichen. Biene hängt sich an Biene, die Königin in ihrer Mitte. Jetzt kommt der Amter und „schlägt den Schwarm ein“, das heißt, er bringt ihn in einen leeren Stock. Hier beginnen die Bienen emsig zu arbeiten, sie führen ein neues Wabengebäude auf, und im Herbst ist das neue Volk fertig, mit Vorräten für den Winter versehen. Wird der Schwarm nicht eingeschlagen, so erhebt er sich nach einiger Zeit wieder in die Luft und sucht sich selbst eine neue Wohnung. Solche Schwärme sind es, die sich zuweilen in die Großstadt verirren und mitunter zum Verkehrsbehinderung werden.

Im verlassenen Muttervolk verläßt nun die erste junge Königin die Zelle. Gleichzeitig sind aber auch in anderen Zellen Königinnen ausgebildet, sie werden von den Bienen, die nicht mit dem Schwarm ausgezogen sind, am Verlassen der Zelle gehindert, aber durch eine Öffnung gefüttert. Die geschlüpfte Königin läuft im Volk umher und tütelt dabei, die Königinnen in den Zellen geben quälende Laute von sich. Für Naturfreunde eine reizvolle Musik, wenn am stillen Abend das Lilt und Quak, Quak der Königinnen aus dem Stock heraus tönt. Jede Königin zieht nun wieder mit einem Teil des Volkes als Schwarm ab, um ein neues Volk zu bilden, und so können 6 bis 7 Völker entstehen.

Der Amter läßt es aber meist nicht dazu kommen. Die überzähligen Weiselzellen werden ausgebrochen und nur die erste geschlüpfte Königin im Volk gelassen. Diese fliegt zum Hochzeitsflug aus, auf welchem sie von einer Drohne begattet wird. Diese einmalige Begattung reicht für das ganze Leben der Königin aus. Der männliche Same wird im Körper der Königin in einer sogenannten Samentasche aufbewahrt und die Königin kann während ihrer ganzen Lebenszeit befruchtete Eier legen.

## Der große Käfig.

Von Max Barthel.

Mein Bruder Löwe, was hast du verbrochen,  
Und du, o Puma, und du, zartes Reh!  
O Kronentränich mit gestuften Flügeln,  
O Adlerherz in der zerzausten Brust!

Widder schreit. Die Papageien lärmen,  
Gelassen schreiet seinen Käfig ab der Tiger.  
Hyänen rennen rastlos ihre Runde,  
Der braune Bär erbettelt sich ein Brot.

Der Pfau stolziert und schlägt sein himmlisch Rad.  
Der heilige Bis ist voll Trauer.  
Das Urwildpferd ist alt und blind.  
Die Affen rütteln wütend an dem Bitter.

So ist die Welt ein großer dummer Käfig.  
Die Bettler suchen Abfall aus der Straße.  
Der Blinde bläht verwundert seine Nase.  
Die jungen Mädchen werden früh verdorben.

Wir sterben früh im Kampfe und verderben.  
Wir stehen auf und werden hingeschlagen.  
Doch jede neue Morgenröte  
Besammt uns festlich, o geliebte Brüder!

Um Kinder zu erziehen, muß man sie ernähren und von der Erwerbsarbeit befreien. Die Ernährung und Erziehung der verwahrlosten Kinder, d. h. die Ernährung und Erziehung des ganzen aufwachsenden Proletariats wäre die Vernichtung des Proletariats und des Pauperismus.

Das Naturvolk als Ideal. Das Interesse, das man heute der Kunst und Dichtung der Naturvölker entgegenbringt, hat auch zu einer gerechten Wertung der primitiven Menschen geführt; ja, man ist heute wohl schon geneigt, die Begabung und Denkfähigkeit der Naturmenschen zu überschätzen. Es hat bereits einmal eine Zeit gegeben, in der es Mode war, das Leben der „Wilden“ als Ideal zu betrachten und in der auch ihre Kunst und Dichtung Einfluss auf den Kunststil gewannen. Das war in den Tagen, da Rousseau die „Rückkehr zur Natur“ predigte. Recht aktuell anmutende Aeußerungen aus jener Epoche führt Hans Plischke in einem Aufsatz über die Beurteilung der Naturvölker im Wandel der Zeiten an, den er in der Zeitschrift „Deutscher Meister“ veröffentlicht. „Solange der Mensch noch in wilder Hütte lebte und sich damit begnügte, sich in Tierfelle zu kleiden, sich Bogen und Pfeile oder ein einfaches Boot zu schaffen, kurz, solange er nur Arbeiten kannte, die ein jeder für sich allein verrichtete, war der Mensch frei, gesund und glücklich“, sagte Rousseau. Seine Hochachtung vor dem Urzustand der Menschheit ging sogar so weit, daß er nur den vierfüßigen Gang des Menschen als naturgemäß anerkennen wollte. Die Auffassung Rousseaus schlug dann auch die Forschungsreisenden in ihren Bann, und während man vorher nicht genug Scheulichkeiten von den Wilden berichten konnte, wurden sie nun in einem verklärten Lichte dargestellt. So berichtet z. B. der Franzose Bougainville von den Patagoniern: „Sie sind stark, wohlbeleibt, haben festes Fleisch und gute Nerven. Man sieht, daß es Menschen sind, die nach der einfachen Natur leben und dadurch den höchsten Grad des Wachstums und der Stärke, deren der menschliche Körper fähig ist, erreicht haben.“ Die Zustände, die man auf den Südpoleiseln fand, galten für besonders paradiesisch. So sagt Bougainville: „Es muß eine allgemeine Ehrlichkeit und gar kein Mißtrauen unter ihnen stattfinden, denn ihre Wohnungen stehen Tag und Nacht offen, sie mögen zu Hause sein oder nicht. Ein jeder pflückt die Früchte von dem ersten Baum, den er antrifft.“ Als ein überschwänglicher Verehrer der Naturvölker zeigt sich auch Le Vaillant, der zwei längere Reisen in das Innere Südafrikas unternahm. Selbst die Frauen der Hottentotten, die gewiß nicht auf Schönheit Anspruch machen können, begeistern ihn. „Die hottentottischen Weiber, die weder Ambra noch Bisam noch Benzoe kennen“, schreibt er, „wissen auch nichts von europäischen Sapeurs, Krämpfen und Migränen.“ Als er einem Hottentotten Branntwein gegeben hatte und dieser dann aus einem Mund in den anderen wanderte, ruft er voll Entzücken aus: „Welch ein widernatürliches Herz hätte beim Anblick dieses rührenden Auftritts gefühlvolle Tränen unterdrücken können? Voll Bewunderung und Ehrfurcht, bis ins Innerste gerührt, warf ich mich dem Anführer in die Arme. Schöne Schwäger, zierliche, von Ambra und Moschus duftende Kolotten mögen hierüber Ekel schreien und Grimassen machen. Aber in ihrer so zärtlichen, so brüderlichen Mitteilung lag nichts Widriges! Glückliche Sterbliche, behaltet lange diese köstliche Unschuld.“ Der letzte Vertreter dieser Verherrlichung der Naturvölker ist wohl der Dichter Chamisso gewesen; damals hatte aber infolge der Anschauungen Herders, Forsters und anderer bereits eine geschichtlichere Auffassung der Dinge Platz gegriffen.

Küchenrezepte in der englischen Marine. Die englische Marineverwaltung hat für die Küche ihrer Kriegsschiffe ein besonderes Kochbuch herausgegeben, dessen neueste Ausgabe mancherlei Wink enthält, die man in den Kochbüchern unserer Hausfrauen vergeblich suchen dürfte. So z. B.: Ehe man frisches Brot anschnidet, tut man gut, das Messer in einen Topf mit kochendem Wasser zu tauchen. Durch dieses Verfahren können mühelos die dünnsten Scheiben abgeschnitten werden. — Will man Speck in Scheiben schneiden, erwärme man zuvor das Messer; es schneidet dann leichter und genauer. Mit Zitronensaft kann man leicht Fettsflecke von Holz beseitigen. Zitronen geben reichlicher Saft und lassen sich besser ausquetschen, wenn man sie, ehe man sie benutzt, 5 Minuten in einen recht heißen Ofen legt.

Technik

Sonnenmotoren. Eine unverbürgte Erzählung berichtet, daß der berühmte Physiker Archimedes im 3. Jahrhundert v. Chr. die Sonnenstrahlen mit Hilfe von Brennsiegeln gesammelt und so die feindlichen Schiffe in Brand gesteckt habe, die Syrakus belagerten. Diese Ausnützung der Sonnenenergie ist neuerdings in den Vordergrund des Interesses gerückt. Sammelt man die Sonnenstrahlen auf Kessel, die mit Wasser gefüllt sind, so läßt sich hier Dampf erzeugen; er kann in Dampfmaschinen ausgenützt werden, sobald es gelingt, regelmäßig genügende Wassermengen zu verdampfen. Das Problem des Sonnenmotors wurde zuerst von dem Amerikaner Shuman gelöst. Seine Sonnenmotoren, von denen bereits verschiedene aufgestellt sind, bestehen aus Reihen von Parabolspiegeln, in deren Brennpunkten Dampfkessel eingebaut sind. Die Außenseite der Kessel ist geschwärzt, weil schwarze Körper die Wärme ja besonders gut aufnehmen. Der erzeugte Dampf dient zum Antrieb von Pumpen, durch deren Arbeit Felder und Pflanzungen bewässert werden. Bei einer dieser Anlagen genügt der Dampf, um in der Stunde 1200 Liter Wasser 11 Meter hoch zu pumpen. Nun stehen diese Sonnenmotoren allerdings in tropischen und subtropischen Gegenden, z. B. in Kalifornien und am Nil, aber derartige Motoren in den Tropen könnten schon viel Nötte sparen.

Vom Wandern der Vögel. Wir hatten bisher immer geglaubt, daß die jungen Vögel das Wandern von den Eltern lernten. Nichts lag ja näher, wenn man beobachtete, wie die Störche, die Wildenten, die Schwalben usw. sich in großen Trupps vereinigen, ehe sie im Herbst die Reise nach dem Süden antraten. Nun gibt's aber doch Fälle, in denen eine solche Belehrung oder Anleitung ganz ausgeschlossen ist. Die alten Kuckucke beispielsweise, die sich befanntlich mit Familiensorgen nicht abgeben, treten ihre Reise nach Süden vielfach schon an, wenn ihre Jungen noch nicht ausgebrütet sind. Von ihren Pflügelstern können die jungen Kuckucke die Tour nicht gelernt haben, denn das sind oftmals Vögel, die den Winter in Deutschland zubringen. Ähnliches findet bei den Zugvögeln statt, nur in umgekehrter Reihenfolge. Die jungen Stare beginnen den Flug nach dem Süden oft schon, wenn sie erst wenige Wochen alt sind. Die alten aber können noch nicht mit, sie müssen erst ihre Herbstmauser beendigt haben. An eine Verständigung untereinander ist in solchem Falle nicht zu denken. Wenn die Störche sich zur Abreise rüsten, kommt es vor, daß sie schwächliche Genossen von der Reise ausschließen. Sie trauen ihnen nicht zu, daß sie den Strapazen gewachsen sind, und suchen sie durch Schnabelhiebe zu töten. Gelingt es nun so einem armen Teufel zu flüchten und etwa in menschlicher Pflege wieder zu Kräften zu kommen, so kann man beobachten, daß er nachher ganz allein die Reise antritt, und zwar in derselben Südrichtung, die seine Peiniger eingeschlagen haben. Das deutet doch alles darauf hin, daß hier ein ererbter Instinkt, etwas Unbewußtes und Unwiderstehliches maßgebend ist. Die Reiselust tritt ein, ohne daß eine besondere äußere Ursache, etwa Nahrungsmangel, Eintreten kalter Witterung oder dergleichen, nachzuweisen wäre; man sucht vergebens nach einem Reiz oder Einfluss, der die Vögel bestimmen könnte. Schließlich kommt man auf die Erklärung, daß angeborene, geerbte Triebe vorliegen müssen — freilich ohne damit viel zu erklären.

Völkercunde

Die faulen Eier der Chinesen. Das Märchen von den faulen Eiern, welche die chinesischen Feinschmecker mit Vorliebe verzehren, ist so verbreitet, daß es wohl lohnt, einmal der Sache näherzutreten. In Wirklichkeit sind diese Eier ebensowenig verkauft, wie etwa bei uns der Käse als ein verfaultes Milchprodukt anzusehen wäre. Ein japanischer Bakteriologe namens Hanajama hat sich mit den faulen Eiern der Chinesen eingehend beschäftigt. In China ist die Geflügelzucht so ausgedehnt und die Erzeugung von Eiern deshalb so reich, daß man auf die Konservierung angewiesen ist. Man behält dadurch Eier für die Zeit nach der sogenannten Eierschwemme übrig und außerdem wird durch die verschiedene Art der Aufbewahrung auch Abwechslung im Geschmack erzeugt. Es gibt nun verschiedene Arten konservierte Eier in China, die man Bidan, Huidan und Psaudan nennt. Bidan entsteht, wenn man die Eier, frisch wie sie sind, mit einer roten Erde, Kalk, Kochsalz und Wasser bedeckt, dabei aber durch Zufuß von Reiskeile das Erstickt vermeiden, und die so eingehüllten Eier fünf oder sechs Monate in einen Topf legt. Ein ähnliches Verfahren ergibt das Huidan, nur daß die Eier dann schon nach 20 Tagen herausgenommen werden; vielleicht ist das Mischungsverhältnis der Erde und des Kalkes usw. auch ein anderes. Pakt man die Eier fünf bis sechs Monate mit Preßluch in einen Topf, so entsteht Psaudan. Das voreriteste dieser Produkte ist das Bidan; das Eiweiß in diesen Eiern sieht ganz braun und leimartig aus, das Eigelb dagegen schwarz-grün und breiartig. Die Chinesen essen die so veränderten Eier mit großem Genuß, manche mit Zuckerzuzufuß, manche mit Sojasaucen usw. Der Japaner, der die Sache wissenschaftlich festlegen wollte, ging dem Bidan mit dem Mikroskop zu Leibe und fand darin verschiedene Bakterienarten, die sich nach den üblichen Verfahren kultivieren lassen: zwei Mikrokokken (das sind Bakterien in Kugelform), zwei Sarcinaarten (das sind Formen, bei denen meist vier Einzelwesen zusammenhängen, so daß das Ganze wie ein über Kreuz eingeschnürter kleiner Warenballen aussieht), und schließlich noch ein Geißelbakterium. Diese Kleinlebewesen werden jedenfalls aus der Erde durch die Poren der Eierschale in das Ei hineingelangen. Es ist nun leicht, durch einen Stich in die Eierschale das Innere mit etwas Saft von Bidan zu impfen. Gesah das und legte man solche Eier dann einfach in Watte, nachdem man sie vielleicht gar noch mit Wasserzglas bestrichen hatte, so waren weitere fremde Einflüsse so gut wie ausgeschlossen. Auch die rote Erde, der Kalk, das Salz usw. blieb weg. Und siehe da — nach einigen Monaten war das Innere des Eies geronnen und gefärbt wie beim echten Bidan, das Weiße war braun geworden, das Gelbe schwarz-grün. Geruch und Geschmack waren die des richtigen Bidan. Andere Eier aber, die man nicht behandelt, sondern so, wie die Henne sie gelegt hatte, daneben aufbewahrte, faulten, und zwar zweifellos; der Geruch eines faulen Eies ist bekanntlich kaum zu verlernen. Man wird also annehmen dürfen, daß die Bidanbildung eine käseartige Umwandlung des Eiweißstoffes ist, unter Mitwirkung von Bakterien, daß diese Bakterien aber mit den bekannten Fäulnisbakterien nichts gemein haben.

Wir sind in Todesangst, daß die Nächstenliebe sich zu weit ausbreiten könnte und rechten Schranken gegen sie auf — die Rationalität. Marie u. Ebner-Eschenbach.